

„...und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“ - Was glauben dementiell Erkrankte?

Demenz ist in unserer Gesellschaft ein Tabu. Wenn Betroffene und ihre Familien an die Öffentlichkeit gehen, wie Walter Jens oder jüngst Rudi Assauer, ist das Interesse groß, denn Demenz ist eine Herausforderung für unsere Gesellschaft. Sie ist ebenso eine Herausforderung für uns als Kirche.

Welche Bedeutung hat der Glaube für dementiell erkrankte Menschen? Einen Rückschluss lässt der Blick in die Vergangenheit der Betroffenen zu: Hat der Glaube vor der Erkrankung eine wahrnehmbare Rolle gespielt hat, so tut er dies auch in der Krankheit. Wenn derjenige existenzielle Fragen vorher „mit sich alleine abgemacht“ hat, so kann Glaube in der Krankheit dennoch eine spürbare Bedeutung haben. An etwas zu glauben, ist ein menschliches Grundbedürfnis und das bleibt so bis zu unserem Lebensende. Auch Menschen, die an Demenz erkrankt sind, haben dieses Bedürfnis.

Zu den Fakten: Dementielle Erkrankungen, besonders die von Typ „Alzheimer“, nehmen in unserer Gesellschaft zu. 1,3 Millionen Erkrankte gibt es z. Zt. in Deutschland. 300 000 Menschen erkranken jedes Jahr neu. Durch die steigende Lebenserwartung kommen jährlich ca. 35 000 Patienten dazu. Die Deutsche Alzheimer Gesellschaft rechnet mit 2,6 Millionen Erkrankten im Jahr 2050. Andere Statistiken gehen davon aus, dass die Zahlen schneller steigen.

Glauben - ein anderes Verstehen

Zum Krankheitsbild der Alzheimer-Demenz gehört die Beeinträchtigung der geistigen Leistungsfähigkeit, des Gedächtnisses, der kognitiven Fähigkeiten, der Sprache. Zum christlichen Glauben gehört das Verstehen - nicht erst seit Rudolf Bultmann. „Gott will, dass alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen...“ (1.Ti 2,4), wussten schon die Pastoralbriefe. Nichts anderes wollte Luther mit seinen Katechismen. Spätestens in der Diskussion um das Abendmahl mit Kindern ist aber deutlich geworden, dass Glaube und Offenbarung nicht zwangsläufig an ein kognitives Durchdringen gekoppelt sind.

Ein Beispiel aus meinem Alltag: Ein Ehepaar kommt sehr regelmäßig in die Gottesdienste in dem großen Seniorenheim. Sie leidet an einer fortgeschrittenen Demenz. Er führt sie an der Hand. Als ich die Beiden an der Tür begrüße, sagt er resignativ und fast entschuldigend zu mir: „Sie hat Alzheimer. Sie versteht sowieso nichts mehr.“ „Schön, dass Sie da sind.“, sage ich. Eigentlich weiß ich es besser und müsste sagen: „Doch, sie versteht, aber sie versteht anders.“ - aber nicht hier zwischen Tür und Angel.

Der Glaube, um den es auch in diesem Gottesdienst geht, ist nicht Verstehen im Sinne einer kognitiven Leistung, sondern er ist ein Geschenk. Der Glaube ist Widerfahrnis. Treffend ausgedrückt in der Tenorarie aus Johann Sebastian Bachs Himmelfahrtskantate, BWV 37: „Der Glaube ist das Pfand der Liebe, die Jesus für die Seinen hegt. Drum hat er bloß aus Liebestriebe, da er ins Lebensbuch mich schriebe, mir dieses Kleinod beigelegt.“ Der Glaube ist „Pfand der Liebe“ und „Kleinod“, er ist vom Anfang des Lebens an mitgegeben. Dieser Schatz ist manchmal vergraben oder verschüttet, aber er ist nicht weg, wenn die Hirnleistung schwindet.

So hat die demente Dame, die sonst nicht mehr redet, denn auch in diesem Gottesdienst Teile des Glaubensbekenntnisses mitgesprochen und „Nun danket alle Gott“ mitgesungen. Sie hat verstanden. Sie glaubt.

Das Gottesbild - Sehnsucht nach dem gütigen Vater

Demente Menschen erleben das Nachlassen ihrer geistigen Fähigkeiten als große Verunsicherung. Die Orientierung – räumlich, zeitlich und später auch zur Person – geht verloren. Das eigene Vergessen oder unlogische Handeln wird selbst als „peinlich“ erlebt. Demente Menschen fühlen sich schuldig. Wenn sie Anteile eines kritischen Eltern-Ichs verinnerlicht haben, erleben sie diese Verunsicherung noch verstärkt. Sie zeigt sich in Fragen wie: „Was soll ich machen?“ „Darf ich das?“ oder gar in Angstreaktionen. Es ist verständlich, dass ein Gottesbild, das die Aspekte von Strenge und Strafe betont, diese Reaktionen verstärkt. Es gibt eine große Sehnsucht nach vorbehaltloser Annahme und Entlastung. Angehörige und Pflegende nehmen in den Arm und beruhigen. Unsere biblische Tradition stillt die Sehnsucht nach dem gütigen, vergebenden Vater (Lk 15,20ff; Jer 31,3; Mt 11,28) oder der tröstenden Mutter (Ps 131, 2; Jes 66, 13). Das regressiv Element des Glaubens, im Sinne eines kindlichen Vertrauens, kommt hier im wahrsten Sinne des Wortes zum Tragen. So wird das Gebet, persönlich formuliert, oder traditionell als Vaterunser zur spürbaren Entlastung. Dem korrespondiert der Verhaltensgrundsatz, den Kranken nicht auf seine Fehler hinzuweisen, ihn nicht zu korrigieren, zu kritisieren, oder zu überfordern.

Eschatologie - Wir haben hier keine bleibende Stadt

Im Kontakt mit dementen Menschen begegnet uns immer wieder die unruhige Frage: „Wie komme ich nach Hause?“ oder „Wer bringt mich nach Hause?“ Wenn die dementen Bewohner aktiv wurden, war die „Weglauftendenz“ - wie sie in der Pflege lange fälschlich genannt wurde - ein herausforderndes Verhalten, das es zu bekämpfen galt. Heute sieht man klarer, dass dahinter eine Sehnsucht steht, die es zu verstehen gilt. Ein freundliches „Ich begleite Sie!“ nimmt den Druck aus der Situation, bis der Demente sich neu orientieren kann. Der Schweizer Schriftsteller Arno Geiger, der die Demenz seines Vater einfühlsam und tiefgründig dargestellt hat, schreibt: „Und erst Jahre später begriff ich, dass der Wunsch, nach Hause zu gehen, etwas zutiefst Menschliches enthält. Spontan vollzog der Vater, was die Menschheit vollzogen hatte: Als Heilmittel gegen ein erschreckendes, nicht zu enträtselndes Leben hatte er einen Ort bezeichnet, an dem Geborgenheit möglich sein würde, wenn er ihn erreichte. Diesen Ort des Trostes nannte der Vater *Zuhause*, der Gläubige nennt ihn *Himmelreich*.“⁴

Der christliche Glaube bietet viele Bilder, die diese Sehnsucht aufnehmen. Die naheliegendsten sind: das Bild vom wandernden Gottesvolk „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ (Hebr 13, 14), von den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus (Lk, 24, 13-36), von der Unbehausheit Jesu (Mt 8, 20) und von reisenden Zeltmacher Paulus (2Kor 5, 1-4).

Staunen als Gotteserkenntnis

Bevor der Erntedankgottesdienst für Menschen mit Demenz in der Rendsburger Christkirche begann, streiften einige noch durch die Kirche. Frau G. stand andächtig an der kunstvoll geschnitzten Kanzel und berührte sie vorsichtig: „Haben Sie das gesehen? Echtes Gold! Ist das nicht wunderbar?“ Ich musste an Psalm 139, 14 denken: „...wunderbar sind deine Werke, das erkennt meine Seele.“ Später im Gottesdienst war die Formen- und Farbenvielfalt der Kürbisse ein Grund zum Staunen. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel...“ (Ps 104, 24) Viele demente Menschen kann man als sehr offen und sensibel erleben, oft gepaart mit einer ausgeprägten Begeisterungsfähigkeit. Der Reichtum dessen, was uns umgibt, will mit allen Sinnen erfahren werden. Wie in den Psalmen führt der Weg vom Staunen zum Loben und Danken.

Communio sanctorum - Glauben heißt dazugehören

Zum Gottesdienst gehört ein Gesangbuch. Alle Teilnehmenden dieser Demenzandacht, die eines haben möchten, bekommt auch eins. Das Gesangbuch ist Möglichkeit und Teilhabe. Es lesen nur die Wenigsten, die meisten singen aus dem Kopf. Aber vor jedem Lied wird wieder aufgeschlagen. Wer möchte, tut das eigenständig. Wer Hilfe benötigt, dem wird aufgeblättert. Ein Moment der Zuwendung. Im Singen, Beten und Sprechen der sparsamen liturgischen Stücke sind fast alle beteiligt. Herr H. spricht nicht mehr, aber er pfeift die Melodie auf den Punkt genau - alle drei Strophen. Frau F. klopft im Takt auf ihre Oberschenkel. Sie erfahren, was sie noch können. Sie sind Teil der gottesdienstlichen Gemeinschaft.

Theologie und Anthropologie

„Wer von Gott reden will, muss vom Menschen reden“, lautet ein Grundsatz der dialektischen Theologie. Schon der Psalmist tut das: „Der Herr hat Großes an uns getan.“ (Ps 126,3) Der Glaube lebt von der Erinnerung an Gottes Taten. Der Glaube ist Biographiearbeit. In der Therapie der Demenz nimmt diese Biographiearbeit eine zentrale Stellung ein. Lang Vergangenes, Alltägliches und Besonderes ist der Erinnerung zugänglich. Da wird gerne mit Fotoalben gearbeitet. Alte Möbel und Bilder bestimmen die Räume. Die Verkündigung für Menschen mit Demenz muss ebenfalls dem biographischen Moment Rechnung tragen. Sie gelingt immer dann besonders gut, wenn sie Symbole und Alltagsgegenstände einbezieht. Ein alter beschädigter Tonkrug, eine „Kruke“, macht am Anfang der dialogischen Predigt die Runde. „Hatten Sie auch so einen Topf?“ Auf die Frage, was darin aufbewahrt wurde, kommen viele Antworten. Dann wird er noch einmal genau angeschaut. Er hat einen Riss. „Soll man ihn wegwerfen?“ „Nein, er ist noch zu schade.“ ist die einhellige Meinung. Wir hören Psalm 31, 13b „Ich bin geworden, wie eine zerbrochenes Gefäß.“ Wir stellen die Verbindung her: Alt und krank - manchmal fühlt sich das Leben an, wie ein zerbrochenes Gefäß, aber zum Wegwerfen ist es zu schade. Lachen! Der Ausblick mit Vers 15: „Ich aber, Herr, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott!“

Lars Klehn ist Pastor für Seelsorge und Beratung in den pflegerischen Diensten im Kirchenkreis Rendsburg-Eckernförde. Er begleitet dementiell erkrankte Menschen in sieben Tagespflegen, Hausgemeinschaften und Seniorenheimen in Rendsburg.

¹ Geiger, Arno: Der alte König in seinem Exil, München 2011, S. 56.